

## Simplicissimus und das Christentum

Von Reinhard Fink

An zahllosen Stellen seiner simplicianischen Schriften weist Grimmelshausen auf das Parabelhafte dieser Dichtungen hin und ermahnt seine Leser, über den bunten Geschehnissen den tieferen Sinn nicht zu vergessen. Dieser tiefere Sinn, der von dem Vordergrund der irdischen Welt leicht verdeckt wird, ist das christliche Glaubensgut, das das Ewige im Menschen, seine Seele, bewahren soll. Bei dem Versuch, diese christliche Substanz, die übrigens auch in seinen anderen Schriften deutlich zutage tritt, zu umschreiben, müssen wir uns vor Augen halten, daß Grimmelshausen im wesentlichen nicht reflektierend schafft. Er steht nicht überlegen ordnend über seinen Dichtungen, er lebt als ganzer Mensch in ihnen, und die vielfältige Menschenwelt, die wir kennen lernen, wird nicht kunstvoll aufgebaut, sondern ist als Schöpfung um uns vorhanden. Wo wir gehen und stehen, begegnen wir Menschen, nehmen sie wahr und sprechen mit ihnen. Wie wir weitergehen, verschwinden sie aus unserem Blickfeld, aber sie leben weiter, und gelegentlich einmal treffen wir sie auch wieder. Gegenüber diesem einfach und schlicht Seienden der Lebenswirklichkeit erscheint auf den ersten Blick hin das Christliche als das im Denken über diese Welt Seiende, also letztlich als etwas dieser Menschenwelt ursprünglich Fremdes, das von außen irgendwie ordnend oder richtungweisend, klärend hinzutritt. Wir müssen aber immerhin fragen, wenn wir diesen Weg christlichen Denkens durchschritten haben, ob nicht doch in dieser natürlichen Welt der Schöpfung christliche Elemente eingebettet liegen, über die der Dichter nicht reflektiert, die aber vielleicht gerade deshalb dem Weltbild Grimmelshausens besondere Bedeutung geben, weil sie ihm so selbstverständlich angehören. Wir müssen also von den Äußerungen des Dichters tiefer in das Leben seiner Menschenwelt vorstoßen, um zu den wesentlichen Einsichten zu gelangen.

Wenn wir uns der ersten Gruppe dieser christlichen Vorstellungen, die also der Dichter bewußt hervorhebt, zuwenden, so begegnen wir ganz wenigen einfachen Gedanken, die immer wieder eingeprägt werden. Von der Unterschrift zum Titelkupfer der ersten Ausgabe bis zum letzten Wort des *Simplicissimus* klingt da die alte melancholische Weisheit des Predigers Salomo, die diesem Jahrhundert des Krieges und der Zerstörung weithin vertraut ist, vielfältig auf: Vanitas vanitatum, alles ist eitel. Auf Schritt und Tritt verfolgt uns diese Erfahrung. *Simplicissimus* kann unternehmen, was er will, alles zerfließt ihm unter den Händen. Reichtum und Ruhm, Ansehen und Gesundheit, alles schwindet dahin. Der Held des Buches kommt nie zu dem Ziele, das er sich gesteckt hat, irgendwie greift der Zufall ein und schneidet den eben gesponnenen Faden ab. So ist das Werk genau das Gegenteil eines Entwicklungsromanes. Es entwickelt sich gar nichts, es bildet sich und reift kein Charakter in den Erfahrungen des Lebens. *Simplicissimus* treibt nur auf den wilden Wogen im Sturm dahin. Er reitet frohlockend auf dem Kamm oder er ringt jammer-

voll im tiefsten Tal, aber er hat keine Ahnung davon, was ihn hinter der nächsten Welle erwartet, und alles Schwimmen hilft ihm nichts. Er jubelt und genießt oben, er klagt und bereut unten, so geht es hin und her, von Buch zu Buch, von Jahr zu Jahr. Das Dasein ist ein Ablauf von Augenblicken, auf die der Mensch jeweils verschieden antwortet, die aber unverbunden und sinnlos einander folgen.

Diese Vergänglichkeit und Wertlosigkeit, die dem Helden im äußeren Unglück bewußt wird, reicht aber noch viel tiefer und zeichnet sich deutlich im Gesamt des großen Romanes ab. Wir bemerken da bestimmte Gemeinsamkeiten, die allen Helden dieser *Simpliciaden* zu eigen sind. Da ist vor allem ihre Vereinzelung. Es fällt auf, daß sie alle, *Simplicissimus*, *Curasche*, der *Springinsfeld*, die Helden der beiden Teile des *Vogelnestes*, ohne eigentliche Familie leben, dieser natürlichen Ordnung und ihres Haltes entbehren. *Simplicissimus* ist eine Waise, dessen Pflegeltern dem Kind nur das Dürftigste an Erziehung geben. Seine entscheidende Bildung erfährt er gewiß durch seinen Vater, aber beide wissen nicht, daß sie sich so nahe angehören, und als *Simplicissimus* es schließlich erfährt, hilft es ihm nichts mehr. Seine beiden Ehen verdienen diesen Namen nicht, es sind zufällige Begegnungen. Die erste Frau vergißt unser Held, sobald sie ihm aus den Augen ist, an der zweiten erlebt er bald die Freude, daß sie sich zu Tode trinkt. Von seinen Kindern spielt nur ein unehelicher Sohn eine Rolle in seinem späteren Leben. Auch hier herrscht also der Zufall, der Augenblick. Das Gleiche zeigt sich bei den sozialen Ordnungen. *Simplicissimus* verbringt ja einen großen Teil seines Lebens im Heer, das zwar eine Ordnung, aber doch eine nur rohe und von außen erzwungene aufweist. Von Kameradschaft sehen wir nichts, einer ist des anderen Todfeind, dessen Gunst nur durch Spenden und Vorteile erkaufte werden kann. Der Traum vom Ständebaum stellt das in der jener Zeit gewohnten Form der Allegorie dar. Eine Art von Corpsgeist zeigen die Truppen nicht gegenüber den feindlichen Heeren — da wechselt der Soldat sogar von einer Partei zur anderen ohne viel Rücksicht auf Fahneneid und Verpflichtung —, sondern höchstens gegenüber dem eigentlichen Feind, den Bauern und Städtern, die, gequält und ausgeplündert, sich gelegentlich wild zur Wehr setzen. Im Grunde ist auch das Heer nur eine chaotische Masse.

Diesem Verfließen, dieser Unordnung im Ganzen der Menschenwelt entspricht nun das Verhalten des Einzelnen in ihr. Auch dieses trägt den Stempel des Zufälligen, Vergänglichen und Unverbindlichen. Der Vater des *Simplicissimus* hat noch einen wirklichen Beruf, er ist Offizier, und als er, durch ein schweres Schicksal betroffen, aus dem Heer scheidet, wird er echter Einsiedler, dessen Glaubensleben der Dichter sehr genau und zutreffend schildert, ein einsamer Beter, der sich das Wenige, dessen er zu seines Lebens Notdurft bedarf, durch harte Arbeit gewinnt. *Simplicissimus* selbst hat keinen Beruf, er übt allerlei zufällige Tätigkeiten aus, wie sie der Augenblick fordert, er ist dauernd beschäftigt, aber er arbeitet nie. Er ist wahrlich, wie es der Titel des Buches sagt, der abenteuerliche *Simplicissimus*, der Mensch, der nur im Augenblick, im Zufall lebt. Ja, selbst die Zeiten seines Einsiedlerlebens stehen in dem seltsamen Zwielficht des Undeutlichen, Nichtendgültigen, wie er es in der Schlußbetrachtung des 5. Buches auch offen ausspricht. Wir kommen darauf zurück, stellen aber jetzt schon fest, daß dieses Chaotische, Unverbindliche der Welt auch bedenklich in sein Christsein einstrahlt.

Gelegentlich scheint sich der Vorstellung des „Alles ist eitel“ noch eine andere christliche Weltsicht zu gesellen, die sich etwa in dem Wort der Wassergeister im Mummelsee ausspricht, die Welt sei ein Probiestein Gottes, um die Echten von den Unechten zu scheiden. Beim näheren Zusehen zeigt sich aber, daß hier nicht gemeint ist, der Mensch solle sich im Leben selbst als Christ bewähren, vielmehr ist die Frage, vor die er gestellt wird, wieder nur die, ob er die Wertlosigkeit der Welt einsieht, sich aus ihr zurückzieht und Gott zuwendet, oder ob er der Welt und ihrer Sünde verhaftet bleibt. Einen positiven Wert gewinnt die Welt einzig für den Einsiedler Simplicissimus als eine Art katechetischen Hilfsmittels, als Hinweis auf die Heilsgeschichte. So übt sich Simplicissimus darin, beim Brechen des Brotes an das Abendmahl, beim Anblick eines Dornbusches an Christi Dornenkrone zu denken. Es sind von außen her, von dem christlichen Betrachter in die Welt hineingetragene Gedanken, die ihr an sich nicht zu eigen sind. Einzig wesentlich für unseren Dichter ist die Vorstellung des Wandels, der Vergänglichkeit und völligen Wertlosigkeit, die in solcher Einseitigkeit und Unbestrittenheit eben dem Prediger Salomo zu eigen ist. Diese Vorstellung trägt nicht der Dichter reflektierend in seine Welt hinein, sie ist wirklich so bis in ihre feinsten Züge hinein, die der Dichter, wie er sie erlebt, als selbstverständlich so seiend wiedergibt.

Es erhebt sich nun die Frage, wie der Christ in dieser Welt leben kann und soll. Um diese zu klären, wenden wir uns dem grundlegenden Jugenderlebnis bei dem Einsiedler zu, als Simplicissimus zuerst vom Christentum erfährt und in der christlichen Religion unterrichtet wird. Aus der kurzen Schilderung ist zu entnehmen, daß der Alte ihm die ganze Heilsgeschichte erzählt, wobei er auf die Auslegung der zehn Gebote als der wahren Richtschnur, den Willen Gottes zu erkennen, besonderes Gewicht legt. Bibellesen und Gebet ergänzen diese Unterweisung. Das vorbildliche Leben des Einsiedlers ist dazu dem Kind *eine immerwährende Predigt*. Die drei Ratschläge, die der Einsiedler im Gefühl seines nahen Todes gibt, sich selbst erkennen, böse Gesellschaft meiden und beständig verbleiben, kann das weltfremde Kind in ihrer Bedeutung noch nicht ermessen; der Einsiedler hat aber richtig gerechnet, daß drei so knappe Lehren sich als seine letzten Worte dem Knaben tiefer einprägen würden als eine lange Belehrung. Sie sollen in seiner Erinnerung immer einmal warnend auftauchen, wenn er in die Irre geht, und diesen Zweck erfüllen sie auch gründlich. Daß die empfangene christliche Kinderlehre in der Hauptsache eine Sittenlehre war, bestätigt sich uns bei dem nun folgenden Eintritt in die Welt, denn als das Erstaunlichste und Verwirrendste in ihr erscheint dem Knaben der Widerspruch zwischen den göttlichen Geboten und dem wirklichen Verhalten der Menschen. *Ich konnte leichtlich merken, daß männiglich den ernstesten Willen Gottes wüßte; ich merkte aber hingegen keinen Ernst, denselben zu vollbringen.* Der ihm geneigte Pfarrer kann ihm das nur bestätigen, ebenso wie kurz danach der alte Hofmeister. Daß er durch einen von ihnen eine Vertiefung seines Glaubens erfährt, tritt in keiner Weise hervor. Die Unterweisung durch den Einsiedler bleibt die einzige wirkliche Verkündigung, die ihm zuteil wird.

Im Anschluß hieran sei gleich noch eine bedeutsame Sache besprochen, die wir bisher noch nicht berührt haben, die aber bei einem Roman des siebzehnten Jahrhunderts, der christliche Fragen behandelt, mit im Mittelpunkt stehen mußte. Es ist

die Frage der Konfession unseres Helden. Es berührt merkwürdig, daß davon in diesem Buch, das die Menschenwelt dieser Zeit doch sichtlich realistisch und umfassend darstellt, kaum eine Spur zu finden ist. Weder für das Heer noch die übrigen Menschengruppen, die uns vorgeführt werden, spielt diese Frage eine Rolle. Vor allem für das Heer, das allein von der Lust an Raub und Vernichtung beherrscht wird, ist sie unter den Horizont des Interesses hinabgesunken. Und die Bauern werden von den Soldaten der eigenen Partei genau so geschunden wie von den Gegnern. Die Stellung des Simplicissimus aber ist besonders eigentümlich. Er ist auch hier der gänzlich Vereinzelte. Wie er getauft ist, weiß er nicht, da er ja ganz früh von seinen Pflegeeltern getrennt wird, und er erfährt in dieser Sache von seinem christlichen Erzieher nichts. Dieser gehört zwar, wie aus einigen Bemerkungen des evangelischen Pfarrers hervorgeht, der ihn unterstützt und gegen sein Einsiedlertum als Papisterei einiges einzuwenden hat, dem evangelischen Glauben an, scheint aber das besonders Kennzeichnende dieser Konfession in seinem Unterricht nicht betont, sondern sich an das Allgemeinste der christlichen Sittenlehre gehalten zu haben, so daß der Knabe zumindest nicht in einem Gefühl der Glaubensauseinandersetzung großer Parteien heranwächst. Als er dann im Magdeburger Lager unter die Kaiserlichen gerät und in dem katholischen Hofmeister einen neuen Erzieher findet, fällt kein Wort über diesen Wechsel zu einer anderen Glaubensgemeinschaft. Diese Tatsache wird uns überhaupt erst rückschauend klar, wenn wir viel später lesen, wie er mit dem jungen Herzbruder, dem Sohn des Hofmeisters, wallfahren geht. Als er in Lippstadt als Gefangener der schwedischen Partei lebt, besucht er die Kirche der Reformierten und hat mit dem Pfarrer der Gemeinde ein merkwürdiges Gespräch, das die in dieser Zeit seiner Weltlust frivole Haltung in dieser gewichtigen Sache enthüllt. Auf die Frage nach seiner Konfession erklärt er dem Geistlichen, er halte sich zu keiner, da ihm noch nicht klar erwiesen sei, welche von ihnen den rechten Glauben habe. *Ich will lieber ganz und gar von der Straße wegbleiben als nur irre laufen.* Die ihm daraufhin angebotene Unterweisung nimmt er nur an, um dadurch den frommen Mann über sein Lumpenleben hinwegzutäuschen. Einige Zeit später kommt er seinem Regimentskaplan, der sich um sein Seelenheil sorgt, mit den gleichen Spiegelfechtereien. In Wirklichkeit geht er dort nicht zur Beichte und Kommunion, weil er sich schämt zu beichten, während er doch mit seinen Bubenstücken in böser Gesellschaft offen prahlt. Er weicht also wieder einer Glaubensentscheidung aus, weil er noch ganz der Welt verfallen ist. Er hält aber eine solche offensichtlich für eine verstandesmäßige Auseinandersetzung, — wer recht hat.

Endlich fällt wenigstens eine äußerliche Entscheidung. Er geht Herzbruder zuliebe mit auf eine Wallfahrt nach Einsiedeln, auf der Fahrt selber noch, trotz dem mahnenden Zuspruch des Freundes, sein frommes Gebaren nur heuchelnd, aber in der Kirche erlebt er doch eine tiefe seelische Erschütterung. Aus einem Besessenen, der dort exorzisiert wird, schreit ihn der Teufel an und bezeichnet ihn als seine sichere Beute. Er bekennt sich deshalb zur katholischen Kirche, geht zur Beichte und Kommunion und dankt Gott für seine Bekehrung. *Doch währete solches nur solange es mochte; denn gleich wie meine Bekehrung ihren Ursprung nicht aus Liebe zu Gott genommen, sondern aus Angst und Furcht, verdammt zu werden, also ward ich auch nach und nach wieder ganz lau und träg, weil ich allmählich des Schreckens*

vergaß, den mir der böse Feind eingejaget hatte. Damit hat er durchaus recht. Er hat wirklich keine Bekehrung erlebt, er hat keine Verkündigung erfahren, sondern ist nur einem plötzlichen Schreck ausgesetzt gewesen. Er hat einen Sprung gemacht auf einen sicheren Boden, wo ihm der Angreifer nichts tun kann, nun schüttelt er sich kurz und geht weiter wie bisher. Wäre er der katholischen Kirche wirklich zugehörig, müßten wir das ja irgendwie spüren. Wir müßten ihn mit deren Lehre beschäftigt sehen, von seiner Teilnahme an ihren Diensten, auch an Heiligenverehrung und ähnlichen Dingen erfahren. Wir bekommen wiederum nichts von allem katholisch-christlichen Brauchtum zu sehen. Er bleibt weiter der einzelne Mensch, dem Kirche, Verkündigung, Gemeinschaft des heiligen Geistes innerlich vollkommen fremd sind. Wenn er sich später auf Wallfahrt begibt und die heiligen Orte Italiens der Reihe nach aufsucht, so tut er das, wie er selbst ausdrücklich sagt, nicht aus einem heißen Glaubenstrieb, um etwa des Segens dieser Heiltümer teilhaft zu werden, sondern einfach aus der Lust, zu vagabundieren.

Wir wundern uns nicht, wenn wir nunmehr den Weg seines christlichen Lebens weiter verfolgen, zu sehen, wie er nach dem Einsiedler Erlebnis — nach einigen Rückfällen in die Weltlust — beginnt zu *philosophieren*, das heißt, wie sich bald ergibt, allerlei Bücher zu lesen. Er befriedigt dabei im Grunde nur seine alte Neugier, wenn er auch bei diesem Gang durch die Wissenschaften schließlich zur Theologie findet, die ihm als die beste Kunst erscheint, *wenn man vermitteltst derselbigen Gott liebet und ihm dienet*. Das Ergebnis dieser Grübeleien ist sein Einsiedlerleben im Schwarzwald, von dem es allerdings vorsorglich im vorletzten Satz des fünften Briefes heißt: *Ob ich aber wie mein Vater selig bis an mein Ende darin verharren werde, stehet dahin*. Zu Beginn des später angefügten sechsten Buches erkennt Simplicissimus als Gründe dafür, daß er wirklich nicht ausgeharrt hat, den Müßiggang, der seine Gedanken von der Versenkung immer wieder zur Welt ablockt, und die Freiheit, *weil ich keinem Geistlichen unterworfen, der meiner gepflegt und wahrgenommen hätte*. Er hat also in der Rückschau eine Ahnung davon, daß es mit seiner Vereinzelung in der Welt irgendwie nicht in Ordnung ist. Er redet sich vor, es sei doch nichts nutze, auf der Bärenhaut zu liegen, anstatt Gott und Menschen zu dienen. *Wer allein ist, wann derselbe fällt, wer wird ihm wieder aufhelfen? Ist es nicht besser, du dienest deinem Nebenmenschen und sie dir hingegen hinwiederumb, als daß du hier ohn alle Leutseligkeit in der Einsamkeit sitztest wie ein Nacht-eul?* Doch diese Betrachtung ist nur Flunkerei. Er fängt nicht an zu arbeiten, um dem Mitmenschen zu dienen, sondern erschleicht sich von einem gutmütigen Pfarrer ein Leumundszeugnis über sein Eremitenleben und macht sich von neuem auf den Bummel durch die Welt, der ihn schließlich über Ägypten auf die einsame Ozeaninsel führt. Im Grunde genommen ist hier die Lage dieselbe wie im Schwarzwald, nur daß die äußeren Umstände etwas verschärft sind. Er ist nun ganz allein und könnte, auch wenn er wollte, vorerst nicht in die Welt zurück. Sein einziger Feind sind nur noch seine eigenen Gedanken, *die oft gar variabel stunden, dann diese sind nit zollfrei vor Gott*. Er denkt sichtlich mehr an sein vergangenes Weltleben und seine Abenteuer, als daß er wirklich meditiert. Den Müßiggang sucht er jetzt durch regelmäßige Arbeit zu bekämpfen. *Derowegen pflanzte ich einen Garten, dessen ich doch weniger als der Wagen des fünften Rades bedorfte, weil die ganze Insel*

nichts anders als ein lieblicher Lustgarten hätte genannt werden mögen. Meine Arbeit taugte zu sonst nichts, als daß ich eins und anderes in eine vollständigere Ordnung bracht, obwohl manchem die natürliche Unordnung der Gewächse, wie sie da unter einander stunden, anmutiger vorkommen sein möchte und dann daß ich wie obgemeldet, den Müßiggang abschaffte. Auch hier kommt es also wieder nur zu einer letztlich sinnlosen Tätigkeit, die innerlich beziehungslos neben der Betrachtung hergeht. Und wie er im Schwarzwald den geistigen Führer entbehrt, so hier die geistlichen Bücher, die ihm eine Hilfe sein könnten.

Noch einen Schritt weiter führt uns endlich die Bemerkung, die der Siechentröster des holländischen Schiffes macht, das bei der Insel vor Anker geht. Beim Besuch des Landes findet er den erbaulichen Garten, den Simplicissimus angelegt hat, und darin in einem Baum folgenden Spruch eingeschnitten:

*Ach, allerhöchstes Gut! Du wohnst im finstern Licht  
Daß man vor Klarheit groß den großen Glanz kann sehen nicht.*

Dann er, der Siechentröster, welcher ein überaus gelehrter Mann war, sagte: So weit kombt ein Mensch auf dieser Welt und nicht höher, es wolle ihm dann Gott das höchste Gut aus Gnaden mehr offenbaren. Der gelehrte Herr glaubt also, wohl auf Grund des dafür bezeichnenden Ausdrucks vom finstern Licht, einen Mystiker vor sich zu haben, dem Gott die letzte Einsicht, die wahre Vereinigung, geschenkt hat. Die Unterhaltung, die er kurz darauf mit unserem Einsiedler führt, läßt aber von solchen mystischen Gedankengängen nichts verspüren, Simplicissimus wiederholt dabei lediglich seine Ansicht von der Vergänglichkeit und Gefährlichkeit der Welt, aus der ihn Gott gnädig errettet hat.

Was diesem christlichen Leben des Simplicissimus eigentlich fehlt, wird ohne weiteres klar, wenn wir seinen Vater zum Vergleich heranziehen. Dessen ganzes Leben ist nach des Simplicissimus Schilderung ein einziges Gebet, er erlebt „Verzuckungen“, ihm ist also die mystische Schau geschenkt, und schließlich sagt er zu dem Knaben: *ich bin gehalten, dich um Gottes Willen besser zu unterrichten* und handelt auch danach. Hier strahlen also die Kräfte eines rechten Glaubens in die Welt aus, hier werden auch die Zeichen wirklicher Kontemplation sichtbar, während im Einsiedlerleben des Simplicissimus alles im Unbestimmten bleibt.

Wir sind damit in den Mittelpunkt dieser Zusammenhänge eingetreten und wollen diese nun vom Neuen Testament her zu klären versuchen. Wo auch immer Jesus nach dem richtigen Verhalten der Menschen gefragt wird, gibt er stets die gleiche Antwort, den Hinweis auf die beiden Gebote der Gottes- und Nächstenliebe, die stets bei ihm in dieser Verbundenheit auftreten. Wie steht es mit diesem christlichen Grundverhalten bei Simplicissimus? Es fiel schon auf, daß die Beziehung des Helden zu Gott merkwürdig unbestimmt ist, daß sie auf den Bezirk gelegentlicher Reue nach einem sündigen Leben und des Gebetes in schwierigen Lagen beschränkt bleibt. In diesem Zusammenhang ist ferner wichtig, daß der Name Christi, die Tatsache der Gnade und Erlösung in allen diesen simplicianischen Schriften nicht auftritt.

Wie steht es nun mit dem Gebot der Nächstenliebe? Von ihr erfahren wir in der gesamten Lebensgeschichte des Simplicissimus nur an zwei Stellen. Als das Kind dem Einsiedler begegnet, wächst dem Alten als Antwort auf seine christliche Hin-

wendung zu dem Knaben eine echte menschliche Hingabe entgegen, so daß es beim Sterben des Einsiedlers heißen kann: *Meines Hertzens Qual ward auß überflüssiger Lieb, die ich zu meinem getreuen Vatter trug, also hefftig*. Hier sind zwei bisher einander Fremde zu Nächsten geworden. Später gewinnt Simplicissimus im jungen Herzbruder einen wahren Freund, und wieder erstet ein Bild echter menschlicher Verbundenheit. In wenigen Wochen wachsen die Freunde zusammen, entbrennen in Liebe zueinander und, als sie nach manchen Jahren der Trennung sich wiedertreffen, hören wir wieder von Freundestreue, Einstehen füreinander und Hilfe für den jeweils Notleidenden bis zum frühen Tode Herzbruders. Auch hier ist echte Gemeinschaft. Aber, und das ist das Eigentümliche in diesem Buche, diese beiden Zellen haben nicht die Kraft, die ganze menschliche Umwelt des Simplicissimus oder auch nur wesentliche Teile davon zu durchdringen. Alle übrigen Begegnungen des Simplicissimus verharren im Raum der Bekanntschaft, sind also zufällig und menschlich nicht fruchtbar. Simplicissimus ist also nicht nur, wie wir oben sahen, der Vereinzelte, er hat auch, christlich gesehen, keine Nächsten und verspürt auch gar nicht den Drang, danach zu suchen. Er spekuliert wohl über diese Frage, wenn er, etwa in Erinnerung an eine Begegnung mit Wiedertäufergemeinden, deren Zusammenleben und Dienst am Nächsten, darüber nachdenkt, ob er etwas ähnliches wohl organisieren könne, ernsthaft spielt diese Frage in seiner Lebenswirklichkeit keine Rolle.

Was Christus meint, indem er diese beiden Gebote in ihrer Verknüpfung als den einzig rechten Weg zu Gott und damit zur Erlösung des Menschen bezeichnet, wird in unserem Roman in der Gegensicht klar. Mit dem im Gefolge des großen Krieges eintretenden Zerfall der Gemeinschaft, durch den das Miteinander zum Neben- und Durcheinander wird, erlischt gleichzeitig die Liebe zu Gott. Der Held erfährt an sich selbst, was das Neue Testament aussagt, daß er die Gebote Gottes nicht erfüllen kann, daß der Schmerz darüber letztlich auch zu keiner tiefen Reue führt, und daß der Weg in die Einsamkeit nicht die erwartete Befreiung bringt. So bleibt ihm nur noch, die Geschichte seines im Letzten eitlen Lebens und der Vergänglichkeit der Welt zu schreiben, die Geschichte dieses Gottsuchens, dem die Erlösung in der Liebe des Nächsten und zum Nächsten in dieser heillosen Welt des Krieges verschlossen bleibt.